

Allgemeine Moden-Zeitung

Nr 39.

Der äußerst billige Preis dieser wöchentlichen Zeitschrift, für den Jahrgang zu 104 Quartbogen, mit 64 Kupfern oder circa 600 Abbildungen der neuesten Pariser, Londoner und Wiener Moden, schnell nach deren Erscheinen, ist 6 Thlr.; mit 116 Kupfern, die



1840.

Moden und als Doppelkupfer: Portraits berühmter Menschen, Abbildungen von neuen Meubles, Fenster-Gardinen, Gartenverzierungen, Equipagen etc. enthaltend, 8 Thlr. Alle Buchhandlungen, Zeitungs-Expeditionen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Redakteur: Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Die Lampe des heiligen Justus.

Noch ist es kaum ein Jahrhundert, daß in der Kirche des heil. Justus in Narbonne mitten in der Kapelle rechts von dem Grabe Philipps des Kühnen Tag und Nacht eine prächtige silberne Lampe brannte. Diese Lampe wurde fortwährend mit wohlriechendem reinem Olivenöl gespeiset. Die Sorge für diese Lampe war nicht gemeinen Händen von Kirchendienern anvertrauet; ein junger Abbe hatte meist den Auftrag, für ihre Reinheit und ihren Glanz bedacht zu sein. Diese prachtvolle Lampe wurde im Jahre 1734 gestohlen und durch eine Kerze ersetzt, die man ebenfalls fortwährend brennend erhalten sollte; aber die Kerze fand die Verehrung der Gläubigen nicht so wie die kostbare Lampe und sie verschwand gänzlich um das Jahr 1750. Doch leben noch einige Greise, die sich erinnern, sie gesehen zu haben. Ueber die Entstehung dieser Lampe erzählt man folgendes.

Am 12. Febr. 1347 erschien gegen Mitternacht ein junger Ritter von kaum neunzehn Jahren mit vier bewaffneten Dienern zu Pferde an der Thüre des Lubiano Marrechi, eines lombardischen Kaufmannes, der sich in der Stadt Narbonne niedergelassen hatte. Da die Thüre nicht auf die erste Aufforderung geöffnet wurde, so stießen die Bewaffneten an, dieselbe einzuschlagen; aber alsbald drehte sich der Schlüssel in dem Schlosse und der Ritter trat mit seinen vier Leuten in ein schwach beleuchtetes Gemach. Der, welcher geöffnet hatte, war

ein kleiner Greis von ziemlich gewöhnlichem Aussehen und unruhigem Blicke. Er schien alle Gesichter und alle Hände auf einmal betrachten zu wollen, um die ersten zu durchschauen und die andern zu beobachten. Im Augenblicke als die Bewaffneten durch die Thüre eintraten, stürzte ein junges kaum halbbeleidetes Mädchen durch die entgegengesetzte Thüre herein, eilte auf den Ritter zu, schlang ihre Arme um seinen Hals und sprach nach einem Freudenrufe:

„Ach, Du bist es, mein Joëz! Ich erwartete Dich und erkannte von weitem den Tritt Deines Pferdes und den Deiner Maulthiere.“

Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, als sie erschrocken zurückwich, denn der glatte Stahl des Harnisches des Ritters hatte ihre junge warme Brust eiskalt berührt und ihre zarte weiße Haut verletz. Sie betrachtete den Fremden, sank auf einen schmalen Stuhl von schwarzem Leder und sprach entsetzt:

„Ach, es ist nicht Joëz!“

— „Nein,“ antwortete der Ritter, „ich bin nicht Joëz von Cordova, der schöne Verkäufer purpurner Wolle, und ich bringe keine prächtigen Geschenke der Braut Diana Marrechi. Ich bin Johann von Lille-Sourdain und komme, um die Befehle des Königs von Frankreich zu vollziehen.“

„Geh' wieder in Deine Kammer, Diana,“ sagte der alte Kaufmann, „ich werde, glaube ich, die Honeurs unseres Hauses allein vor dem Herrn von Lille-Sourdain machen können.“

— „Das ist nicht nöthig,“ entgegnete dieser, „denn von diesem Augenblicke an besitzest weder Du noch irgend Einer der Deinigen Haus oder Gemach. Ihr Alle werdet verhaftet und Euere Güter nimmt man in Beschlag.“

„Du rasest,“ rief Marrechi, indem er seine Lampe an das Gesicht Johanns hielt, „oder Du bist vielmehr ein Kind, das böses Spiel spielt. Sieh Dich vor, wir stehen unter dem Schutze der Stadt und ihre Bewaffneten haben schon mehr als einen Ritter gezüchtigt, der ihr Siegel nicht achtete. Hier sieh' es unten an diesem Erlaubnißscheine, der mich berechtigt, alle Arten von Gegenständen zu kaufen und zu verkaufen. Entferne Dich also, wenn Du nicht willst, daß ich die Bürger zu Hilfe rufe.“

— „Auf, meine Bursche,“ sagte da der junge Mann zu den Männern, die ihm folgten, „macht diesem Lombarden begreiflich, daß es dem Könige Philipp gefalle, sich aller seiner Habe zu bemächtigen, um sich wegen der Steuern zu entschädigen, die ihm die Stände von Languedoc verweigert haben.“

Die Krieger gehorchten und banden den Alten. Er konnte es kaum glauben, daß es kein Traum, sondern schreckliche Wirklichkeit sei, so geheim war diese Maßregel gehalten worden und so unerwartet traf sie die Unglücklichen. Diana stand da so unbeweglich wie ihr Vater und obgleich kaum von leichtem Linnen umhüllt, so fühlte sie doch weder den kalten Wind, der sie durch die Thüre herein anwehete, noch die Kälte der Steinplatten unter ihren Füßen. Sie dachte nicht daran, daß sie sich fast nackt den Blicken eines Fremden zeige; sie sah Johann mit stierem fast irrem Auge an, während ihr Vater in Verzweiflung ausrief:

„Ach, göttliche Barmherzigkeit, was soll aus uns werden!“

— „Das werde ich Dir verkündigen,“ antwortete der Ritter; „Du als Familienhaupt wirst mit allen Lombarden im Lande in einen recht finstern Kerker eingesperrt, wo Du vermodern kannst, bis es dem Könige gefällt, Dich wieder herausgehen zu lassen.“

„Und mein Haus!“ sprach der Alte; „was soll aus meinem Hause, was soll aus meinen Schätzen und meinen Waaren werden, wenn ich nicht über sie wachen kann?“

— „Dein Haus?“ entgegnete der Ritter; „wir werden Dein Haus verschließen und die Schlüssel zu uns nehmen. Auch stehe ich Dir dafür, daß die Abge-

ordneten des Königs nichts verderben lassen werden von dem, das sich darinnen befindet.“

„Gerechter Himmel!“ jammerte der Greis, den das Unglück so schnell auf einander traf, daß er das Gräßliche desselben gar nicht zu ermessen vermochte; „und mein Kind, meine Tochter!“

— „Deine Tochter wird mit den andern aus der Stadt vertrieben.“

„Vertrieben!“ wiederholte der Greis, indem er sich in seinen Fesseln wand.

— „Setz, in diesem Augenblicke vertrieben,“ sprach Johann noch einmal ungerührt.

Diana, die durch dieses schreckliche Wort aus ihrer Unbeweglichkeit gerissen wurde, richtete sich plötzlich empor, faßte den Ritter krampfhaft am Arme, sah ihm stier in das Gesicht und fragte:

„Und wo soll mich Joëz finden, wenn Du mich von hier vertreibst?“

Johann von Ville-Jourdain betrachtete Diana fast gegen seinen Willen mit Theilnahme. Sie stand vor ihm in aller Schönheit des italienischen Blutes; ihr schwarzes Haar rieselte gleichsam auf die weißen Schultern herab; ihre Brust hob sich wogend und aus ihren Augen sprach feste Entschlossenheit.

„Joëz,“ sprach einer der Bewaffneten, „wird Dich finden, wo er kann; aber Herr Johann, vergesst nicht, daß wir noch dreizehn ähnliche Aufträge in dieser Nacht zu vollziehen haben und daß wir nicht zu Stande kommen werden, wenn wir uns durch die Thränen der Lombarden aufhalten lassen, die wir zu vertreiben haben.“

— „Du hast Recht,“ sagte der Ritter. „Mädchen, mache Dich bereit; man wird Dich vor das Thor der Stadt führen.“

„In der Nacht und in der Kälte!“ rief Lubiano; „man bringt mein Kind um. Erbarmen für sie! Erbarmen, Herr; treibt sie nicht aus der Stadt!“

— „Ach, vertreibt mich nicht!“ sprach Diana auf ihren Knien; „laß mich nur diese Nacht noch in Narbonne; ich will sie auf den steinernen Stufen vor unserm Hause, stumm und still verbringen, als sei ich todt. Bei meinem Seelenheil, ich will bloß Joëz erwarten; ich will die ganze Nacht warten und wenn er früh nicht gekommen ist, so werde ich vor Kälte und Schmerz sterben und man wird, sieht man meinen Leichnam, Dir keinen Vorwurf machen können, daß Du Deine Pflicht nicht erfüllt, daß Du Mitleid mit mir gehabt hast.“

Johann war nahe daran, sich erbitten zu lassen.

In diesem Augenblicke ließ sich aber Hufschlag hören. Diana eilte nach der Thüre, aber Fackelschein trieb sie wieder herein und die Stimme Galois de la Baume's rief dem jungen Ritter zu:

„Man sieht es wohl, daß wir in dem Viertel des Herrn von Ville-Jourdain sind. Er beeilt sich nicht, zu gehorchen und folgt in der Vollziehung der Befehle des Königs dem Beispiele seines Vaters. Gott erbarme sich der Verräther!“

Und er jagte davon.

Johann sah wohl ein, daß Galois de la Baume, der seinen Vater angeklagt hatte, um ihm die Stelle eines Statthalters der Provinz Narbonne zu entziehen, diese neue Anklage der von ihm bereits erfundenen hinzufügen würde. Er wendete also seine Blicke von dem jungen Mädchen ab und rief seinen Leuten zu, der Sache ein Ende zu machen. Diana hing sich an ihn, schluchzete laut und flehete ihn auf ihren Knien an, sie zu tödten, aber nicht so zu verzagen; er stieß sie roh von sich. Sie fiel fast ohnmächtig nieder. Die Soldaten trugen sie aus dem Hause hinaus, so wie den alten Lubiano.

„Lebe wohl, meine Tochter, lebe wohl!“ jammerte der Greis; „sollst Du vor mir sterben?“

Bei diesen Worten richtete sich das Mädchen auf, maß Johann mit einem Blicke der Verachtung und antwortete ihrem Vater in ruhigem und festem Tone:

„Lieber Vater, ich werde nun nicht sterben.“

Johann verstand den Sinn dieser Worte nicht und der alte Kaufmann sah in demselben nur eine eitele Drohung. So trennte man sich.

Fünfzehn Monate waren seit diesem Tage vergangen und Johann von Ville-Jourdain saß auf einem Kissen zu Füßen der schönen Rasselinde von La Baume. Sie hörte liebevoll die Erzählung seiner ersten abenteuerlichen Züge an und die Mutter Johanns, die stolze Isabelle von Levis, betrachtete lächelnd das junge Paar. Es war wirklich eine reizende Gruppe, dieses junge blonde zarte Mädchen, das in einem großen Sessel von Ebenholz lag, umflossen von ihrem weichen weißen Gewande, und der schöne junge Mann, der vor ihr fast kniete wie vor einem Heiligenbilde, beide einander anblickend, sie hinab zu ihm, er hinauf zu ihr, Rasselinde lächelnd und glücklich in dem Gefühle, geliebt zu sein und ihn anhörend, weil er sprach, nicht der Worte wegen, die er sagte; Johann glücklich darum, daß er sie sah und

über die Stunde der Gegenwart hinausblickend, denn am nächsten Tage sollten sie vermählt werden. Neben ihnen stand, wie ein Schutzgeist, die Dame von Ville-Jourdain, sich ihres Werkes freuend, denn durch sie war diese Verheirathung bewirkt worden, welche die alte langjährige Feindschaft der Familien Ville-Jourdain und La Baume beendigen sollte.

Der Tag begann sich zu neigen. Es war die Zeit, in welcher die Blumen allen ihren Duft aushauchen, und die laue Wärme des Frühlings in breiten bleichen Blüten am Horizonte zuckt; die Zeit, in welcher die Natur so wonnereich ist, daß man gern ruhet und schweigt, um sie nicht zu stören. Auch Johann und Rasselinde schwiegen; Johann stützte das Haupt auf die Knie Rasselindens; sie hatte ihre Hand auf sein Haupt gelegt. Beide vergaßen alles um sie her und gedachten nicht einmal an die schrecklichen Verheerungen der Pest, die seit einigen Monaten die zitternden Bewohner von Languedoc niederwarf wie ein eifriger Schnitter. Es war einer jener unbeschreiblichen Augenblicke, welche die thörichte und ärmste Jugend zu einer schönern Zeit machen als das reichste und klügste Alter.

In diesem Augenblicke wurde die Thüre des gothischen Saales geöffnet und hereintrat eine verschleierte Dame. Johann sprang rasch auf, denn die Unterbrechung störte ihn unangenehm in seinen Gedanken und er fragte die Unbekannte barsch, was sie wolle.

„Johann von Ville-Jourdain,“ sprach sie fast feierlich, „ist dieses schöne Kind nicht Rasselinde, Deine Braut?“

Das junge Mädchen erbebt bei dem Tone dieser Stimme und blickte besorgt und forschend in das Gesicht Johanns. Sie befürchtete irgend ein trauriges Gesändniß einer verlassenen Geliebten, wurde besorgt um ihr Glück und die Thränen traten ihr in die Augen. Johann antwortete kurz:

— „Ja, sie ist meine Braut.“

„Bohl!“ entgegnete die Verschleierte, als sei ein Gelübde erfüllt. Darauf wendete sie sich zur Thüre, verschloß dieselbe sorgfältig und stellte sich von neuem vor Rasselinden. Sie schien das junge Mädchen durch ihren Schleier hindurch aufmerksam zu betrachten, dann sprach sie langsam, als denke sie laut:

„Ja, gewiß, sie ist schön, schöner als ich es gehofft.“

— „Was liegt Dir daran?“ fragte der ungeduldige junge Mann barsch.

„Was mir daran liegt?“ entgegnete die Unbekannte mit leichtem Erbeben; „ich überzeuge mich, in-

dem ich die Schöne sehe, daß die Liebe, die sie Dir einflößt, keine jener flüchtigen Neigungen ist, die ohne Schmerz und Leid zerrissen werden können. Was mir daran liegt?" fuhr die Unbekannte fort, indem sie ihre Stimme erhob und sich an Johann wendete; „ich glaube, es wird ein schreckliches Leid für Dich sein, wenn Du daran denkst, von ihr scheiden zu müssen."

— „Von ihr scheiden!" rief heftig der Herr von Lille-Jourdain aus. „Was will dieses Weib von uns und wer ließ es herein in das Schloß?"

„Was ich will?" entgegnete sie; „ich will Dir eine Gefahr anzeigen, die Dich und Deine schöne Braut bedrohet, einen Plan Dir melden, den ein unversöhnlicher Feind erdacht hat, um Euch zu trennen."

— „Kein Feind kann mich hier erreichen und ich fürchte keinen," antwortete der Ritter stolz; „mein Schwerdt und meine Mauern schützen mich, käme auch der Graf von Foix, oder Armagnac oder selbst der König von Frankreich."

„Dieser Feind," fuhr die Unbekannte fort, „ist nur ein armes Weib und trotz Deinem Schwerdte siegt ihre Rache, so unvermeidlich, so sicher in ihrer Hand wie die Rache Gottes."

Während sie dies sprach, näherte sie sich Rasselinden und Johann von Lille-Jourdain trat, die Hand an den Dolch gelegt, zwischen beide. Ein seltsames Grauen erfaßte sein Herz und ob es gleich nicht männlich zu sein schien, ein Weib zu fürchten, das allein und offenbar wahnsinnig war, so konnte er sich doch einer trüben Ahnung nicht erwehren und seine Stimme zitterte, als er fragte:

„Nun, wer bist Du und was willst Du?"

— „Wer ich bin?" antwortete sie ernst; „ich bin Diana Marrechi; was ich will? — Dein Leben."

Rasselinde stieß bei diesen Worten einen Schrei des Entsetzens aus und Johann, der von der Regung der Furcht, die ihn ergriffen, sich völlig wieder erholt hatte und sich derselben schämte, maß sie mit verächtlichem Lächeln. Sie aber fuhr fort und sprach mit rache-seliger Begeisterung:

„Ja, ich bin Diana Marrechi, die sich vor Deinen Füßen wand und Dich beschwor, nackt in Regen und Wind, nackt auf kaltem Steine, sie auf ihren Geliebten warten zu lassen; ich bin Diana Marrechi, die Du mit dem Fuße von Dir stießest."

— „Genug! Genug!" unterbrach sie der Herr von Lille-Jourdain; „geh' oder ich lasse Dich durch meine Knechte aus dem Schlosse hinauswerfen."

„Sie werden es nicht wagen," antwortete Diana bitter.

— „So werde ich es selbst thun," sprach der Ritter und er schritt auf Dianen zu, faßte sie am Arme und wollte sie aus dem Saale hinausziehen; sie aber ergriff ihrer Seite die Hand Johanns, drückte sie mit krampfhafter Wuth zusammen und schien sie nicht wieder loslassen zu wollen. Johann hatte sie fast bis an die Thüre gezogen, als sie plötzlich sprach:

„Ja, ich werde gehen, ich werde gehen, aber gewähre mir eine Gnade, laß mich noch einmal Deine Braut sehen. Für alles Leid und alle Noth, die Du mir bereitet hast, diese einzige kleine Gunst! Du kannst meine Hand halten; ich schwöre Dir zu, daß ich ihr nicht nahe kommen werde; nur sehen will ich sie noch einmal."

Johann und Diana gingen nach Rasselinden hin, die sich zitternd in die Arme der Dame von Lille-Jourdain geslüchtet hatte. Das junge Mädchen betrachtete Dianen mit einem unüberwindlichen Grauen und Johann selbst, ob er sie wohl an der Hand hielt, gehorchte ihr gewissermaßen aus Neue. In diesem Augenblicke, als die tiefste Stille in dem weiten Saale herrschte, als Diana dicht vor Rasselinden stand, schlug sie den Schleier zurück, stieß Johann nach dem jungen Mädchen hin und sprach zu dieser:

„Rasselinde von La Baume, da ist Johann von Lille-Jourdain, Dein Bräutigam, den Diana Marrechi Dir bringt!"

Bei diesen Worten, bei dieser Bewegung schien der Blick das Haupt dieser Unglücklichen getroffen zu haben; Johann ließ schnell die Hand los, die er in der seinigen gehalten hatte, Rasselinde sank auf ihre Knie, die Dame Lille-Jourdain blieb wie erstarrt stehen und Diana brach in ein gräßliches Lachen aus.

„Nun, Herr von Lille-Jourdain," sprach sie, „wo sind Deine Mauern und Dein Schwerdt? Was vermögen sie gegen die Rache eines Weibes? Elender! Wie Du mich mit staunenden Augen anstierst! Ja, es ist wahr, ich bin pestkrank und Du trägst bereits die Keime des Todes in Dir. Sieh nun, wie schön Deine Braut ist! Nein, Joz war wahrhaftig nicht so schön!"

Rasselinde wollte sich in die Arme Johanns stürzen, er aber wich ihr in Entsetzen aus und sprach:

„Nähe mir nicht; ich bin Dein Bräutigam nicht mehr! Geh! Geh!"

— „Er ist mein Bräutigam, mein Bräutigam ist er!“ rief Diana, indem sie auf ihn zueilte; „sieh, Rasfelinde, wie ich ihn liebe!“

Sie hing sich an ihn wie eine Schlange, umschlang ihn mit den Armen und bedeckte seine Stirn und Lippen mit häßlichen Küffen, ohne daß in diesem schrecklichen Kampfe die Mutter oder die Geliebte Johanns ihm beizustehen wagten. Sie sahen ihn sich winden in dieser gräßlichen Umarmung und wußten nicht, ob sie weinen oder um Hilfe rufen sollte. Es eilten wohl Diener herbei, aber bei dem Anblicke Dianas blieben sie unbeweglich an der Thüre stehen und wagten es nicht, sich ihren unglückseligen Herrn zu nahen. Zuletzt endigte Johann den entsetzlichen Kampf durch einen Dolchstoß, der gerade das Herz Dianas traf.

Während dieses Kampfes hatte die Dame von Ville-Jourdain dem heiligen Justus eine Lampe gelobt, wenn ihr Sohn dieser Gefahr entgehe. Die Schenkungsurkunde über sechs Weinberge zur Unterhaltung dieser Lampe bestätiget es, daß Johann wirklich gerettet wurde, sie setzt aber auch hinzu, er habe den Gebrauch seiner linken Hand verloren, in welche ihn Diana in dem letzten schrecklichen Kampfe gebissen. Dieser Umstand erwarb ihm ohne Zweifel den Beinamen des „Herrn mit der todten Hand,“ unter welchem er in der Schilderung der Kriege mit den Engländern mehrmals erwähnt wird.

Miscellen.

(Seltsamkeiten in Neuholland.) Wir haben neulich mehrere Seltsamkeiten in den Schöpfungen der Natur in Neuholland angeführt; hier noch mehrere: der Nordwind ist dort warm, der Südwind kalt; der Westwind der Gesundheit nachtheilig, der Ostwind heilsam; der Barometer steigt vor dem Regen und wenn er fällt, bedeutet es schönes Wetter; — die Thäler sind kalt und unfruchtbar, während die Gipfel der Berge warm und fruchtbar sind. Die Hunde haben den Kopf eines Wolfes, den Leib eines Fuchses und bellen nicht. Es giebt da geflügelte Schlangen, Fische, welche fliegen wie die Fledermäuse, Nesseln, die baumhoch wachsen, während die Pappel nur die Höhe eines kleinen Strauches erreicht; das Farrenkraut wächst zu 20—25 Fuß Höhe und breitet seine Zweige horizontal aus bis auf fünf bis sechs Fuß in Form eines Sonnenschirmes; der Casuar, ein riesenhafter Vogel, wie der Strauß, ist statt der Federn mit einer Art Haare bewachsen. Die meisten Bäume verlieren jährlich die Rinde, aber die Blätter bleiben immer an den Zweigen. Der Himmel ist fast das ganze Jahr hindurch wolkenlos; die Wohn-

nungen auch der ärmsten Leute sind aus Cedernholz gebaut, wie der Palast Salomos; der Sommer beginnt den 1. Novbr., der Winter umfaßt die Monate Juni bis August. Es giebt Bäume, die nie Früchte tragen, Blumen ohne Duft und Vögel ohne Stimme.

(Chinesisches Theater in Samarang.) Reiche chinesische Kaufleute unterhalten in Samarang ein Theater, die holländische Regierung erlaubt aber nur bei gewissen Festen Vorstellungen. Die Bühne wird auf einem Plage aufgeschlagen und die Vorstellung dauert den ganzen Tag und einen Theil der Nacht hindurch. Der Bühne gegenüber ist ein Tisch für die Kaufleute gedeckt, welche die Kosten für die Vorstellung bezahlen. Sie saßen ernst daran, sagt ein Reisender und genossen ein doppeltes Vergnügen, eine gut besetzte Tafel und das Theater. Wenn eine Schauspielerin ihren Beifall erhalten hatte, klatschten sie nicht, sondern schickten ihr eine Schüssel von ihrem Tische. Diese Beifallsbezeugungen wurden mit großer Freude aufgenommen; die Schauspielerin dankte mit vielen Verbeugungen, verließ ihre Stelle, aß ruhig die Gerichte, die man ihr geschickt hatte und fing fast noch lachend ihre Rede wieder an, wo sie aufgehört hatte.

(Unerwartetes Glück.) Vor kurzem ging ein sehr schlecht gekleideter Mann in einem der reichsten Stadttheile von Paris umher und zwar mit gesenktem Haupte, entweder weil die glänzende Umgebung ihn blendete oder weil ihn bittere Erinnerungen bestürmten. Der Hunger überwand aber doch bald seinen Gram, denn nachdem er oft wie ungeschlüssig stehen geblieben war, trat er an einen der glänzendsten Bijouterieladen und streckte da demüthig seine Hand nach einem Almosen aus. Der Herr des Ladens kam ihm auch bereits entgegen, um ihm einige kleine Münzen zu reichen, als eben zwei Stadtsergenten erschienen und dem Bittenden befohlen, ihnen zu folgen. Der Kaufmann bedauerte den Armen aufrichtig und blieb an der Thüre stehen. Einer der Sergenten fragte den Bettler nach dem Namen und der Gesagte antwortete beschämt: Jerome Pertuis. Der Bijouteriehändler hatte kaum diesen Namen gehört, so wendete er sich an die beiden Stadtsergenten und ersuchte dieselben, ihm den Mann anzuvertrauen, er bürge mit seinem Vermögen für ihn. Er führte den Fremden in das Stübchen hinter dem Laden, ließ aus einem Kleidermagazin in der Nähe einen Anzug holen, bat ihn zu Tische und führte ihn sodann in seinen Niederlagen umher. Der arme Mann glaubte zu träumen, fürchtete aber das Erwachen. Endlich fragte ihn der Kaufmann, auf welche Weise er in das Unglück gerathen sei und Pertuis erzählte, vor etwa zehn Jahren sei er im Begriff gewesen, nach England zu reisen, habe aber seine Brieftasche mit 150,000 Francs verloren und sei auf diese Weise zum armen Manne geworden. Am andern Tage las man in einem Handelsblatte, daß das Bijouteriewaarengeschäft A... seine Firma geändert habe und von dem Tage an A... und Pertuis zeichne. Die Leser werden gewiß schon errathen haben, daß A. jene verlorene Brieftasche gefunden, durch das Geld in

derselben das Geschäft gegründet, sich ein ansehnliches Vermögen erworben und es nun für seine Pflicht gehalten, seinen Reichthum mit Jerome Pertuis zu theilen.

(Ein indischer Taschenspieler.) Ein Reisender schreibt unter anderm aus Schinsura: ein Taschenspieler ersuchte unter andern zwei Bengalis, eine etwa vier Fuß lange Eisenstange auf die Achseln zu nehmen. Diese Stange nun faßte er mit den Zähnen; so schwebend nahm er die Stellung eines arbeitenden Schneiders an, nahm aus seiner Tasche ein Stück Zeug, Zwirn und eine Nadel, die er einfädete und nähete so eine Zeitlang, ohne, wie es schien, durch die unnatürliche Stellung incommodirt zu werden, in welcher er sich befand.

Dann nahm er aus einem Kasten einen Hahn, der krächzte und einige Reiskörner verzehrte, die man ihm hinwarf. Darauf bedeckte der Taschenspieler den Hahn mit einem Stücke blauen Zeugens und eine Secunden später sprang ein Haase darunter hervor, der einigemal im Kreise herumlief und dann unter das kleine Zeugstück zurückkehrte. Der Taschenspieler fragte nun die Anwesenden, welches Thier jetzt hervorkommen sollte. Die Zuschauer entschieden sich für eine Abgottschlange. Das Zeugstück wurde mit dem Zauberstabe berührt und alsbald kam eine zwölf Fuß lange Schlange zischend und mit aufgesperrem Rachen hervor. Die Zuschauer ergriffen entsetzt die Flucht. Man darf dabei nicht verschweigen, daß die Vorstellung unter freiem Himmel, mitten auf einem großen Plage und ohne alle vorhergegangene Vorbereitungen stattfand.

(Aus und über Madrid.) Ein französischer Journalist, der auf einer Reise in Spanien begriffen ist und Briefe über dieses Land mittheilt, sagt: die Equipagen im Prado zu Madrid sind gar nicht glänzend und werden meist von häßlichen Maulthieren gezogen; selbst der Wagen der Königin sieht sehr bürgerlich aus. Ein etwas wohlhabender Engländer führe sicherlich nicht in demselben. Wunderschön sind dagegen die andalusischen Pferde, auf denen die Stuger in Madrid sich zeigen; man kann unmöglich etwas zierlicheres, edleres und grazioseres sehen als einen andalusischen Hengst mit seiner geflochtenen schönen Mähne und seinem dicken langen Schweife, der die Erde fast berührt, wie er stolz, mit rothen Büscheln geschmückt, daher trabt. Ich sah ein solches Pferd von der schönsten rosa Farbe. Welcher Unterschied zwischen diesen edeln Thieren und jenen Locomotiven von Fleisch und Knochen, die man englische Renner nennt und die vom Pferde weiter nichts haben als die vier Beine und den Rücken. — Obgleich die Damen in Madrid ganz in französischer Tracht erscheinen, so haben sie bisher doch den Fächer noch beibehalten; man sieht dort keine ohne Fächer, wenn auch ohne Strümpfe. Der Fächer folgt ihnen überall, selbst in die Kirche, wo man Gruppen von Frauen von jedem Alter auf den Ferkeln lauern sieht, während sie andächtig beten und dabei sich fächeln und bekreuzigen. Die Stugerinnen haben Fächersammlungen von großem Werthe; wir sahen eine dergleichen, die mehr als hundert

verschiedene Arten enthielt aus allen Ländern und allen Zeiten, von Elfenbein, Schildkrot, Holz, japanischem und chinesischem Reispapier etc.; mehrere waren mit Rubinen, Diamanten und andern Edelsteinen verziert. Das Ausbreiten und Zusammenlegen der vielen hundert Fächer auf den Promenaden, das unaufhörlich abwechselte, giebt ein ganz eigenthümliches Geräusch, das man an keinem andern Orte hört. — Es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, es gebe in Spanien keine Blondinen; man sieht dergleichen gar nicht selten und blaue Augen sind sogar häufig, wenn sie auch nicht so geschätzt werden als die schwarzen. — Im Anfange fiel es uns auch besonders auf, Damen in tief ausgeschnittenen Kleidern mit bloßen Armen, in Atlaschuhen, mit Blumen im Haar und den Fächer in der Hand, kurz gewissermaßen in Balloilette, hier ganz allein öffentlich auf der Promenade umherwandeln zu sehen; es ist so Sitte; die Damen gehen kaum anders zur Promenade. — Die tertulias (Abendgesellschaften) haben gar nichts Merkwürdiges; man tanzt nach dem Piano wie an andern Orten, wo möglich aber noch einförmiger und steifer; die Beforgniß, beschuldigt zu werden, den Bolero, den fandango oder die Cachucha getanzt zu haben, macht die Damen fast unbeweglich. Kostspielig sind solche Gesellschaften nicht; es giebt da weder Thee, noch Eis, noch Punsch; in einem Nebenzimmer stehen höchstens ein Duzend Gläser mit Wasser und daneben eine Assiette mit Zucker. Der gute Ton verbietet aber selbst in einer solchen Gesellschaft Zucker in das Wasser zu thun. — Im Theater fiel mir die ärmliche und dabei geschmacklose Kleidung selbst der am höchsten gestellten Damen auf; alle erschienen in einem Anzuge, den bei uns eine Puzmacherin verschmähen wird. Die spanischen Damen kleiden sich nicht mehr in die spanische Tracht, die ihnen so reizend stand, und nach der französischen Mode wissen sie sich noch nicht gut zu kleiden. Wären sie nicht meist hübsch, sie würden lächerlich aussehen. — Während im Auslande die spanischen Tänze den größten Beifall finden, machen sie im Lande selbst durchaus keinen Effect mehr, so sehr ist aller Sinn für die alten Nationaltänze verschwunden. Sobald die Tänzer auf der Bühne anfangen die Jota aragonesa oder den Bolero zu tanzen, stehen alle anwesende Gebildete auf und gehen fort, so daß nur die Fremden und die gemeinen Leute bleiben, in denen der poetische Instinct immer schwerer zu vertilgen ist. — Eine andre Merkwürdigkeit, die mir auffiel, ist, daß die Frauen gänzlich das Regiment zu führen und weit mehr Freiheit zu besitzen schienen als z. B. in Frankreich; die Herren benahmen sich gegen dieselben stets und überall mit einer gewissen Demuth und schienen gegen ihre Frauen in hohem Grade nachsichtig zu sein. Von der alten sprichwörtlichen spanischen Eifersucht zeigt sich keine Spur, und um alle Illusion vollends zu vernichten, wird in allen Gesellschaften fast durchgängig französisch, und zwar recht gut gesprochen.

(Amerikanische Berebtsamkeit.) Ein Mitglied der gesetzgebenden Versammlung von Indiana hielt zur Unterstützung eines Antrags, die Wolfsjagd zu ermuntern, eine Rede, die an

Erhabenheit schwerlich jemals übertroffen worden ist, wie folgende Stelle beweisen wird: „Herr Sprecher, der Wolf ist das wildeste Thier, das in unsern westlichen Prairien umherstreift oder in den Wäldern Indianas nach Beute sucht. Er schleicht sich aus seinem Versteck um Mitternacht hervor, wenn die ganze Natur in der stillen Umarmung des Morpheus liegt und ehe die Pforten des Ostens erschlossen werden oder der strahlende Phöbus in seiner goldenen Majestät sich erhebt, sind — unzählige Schweine zerrissen worden.“ — Ein Advokat hielt zur Vertheidigung seines Klienten folgende Anrede an die Geschworenen: „meine Herren Geschworenen, ich behaupte, daß die herrliche Sonne am Himmel scheint, obgleich Sie dieselbe nicht sehen können, weil sie hinter einer Wolke steht; Sie wissen es, ob ich es gleich nicht beweisen kann. So ist die Sache meines Klienten auch gut, wenn er es auch nicht beweisen kann. Wenn Sie mir das glauben, was ich Ihnen von der Sonne sage, so müssen Sie mir auch wegen der Sache meines Klienten glauben; thun Sie es nicht, so erklären Sie mich dadurch für einen Lügner; dies aber kann ich nicht dulden; wer mich einen Lügner nennt, muß sich mit mir schließen; Sie thun also am Besten, Sie sprechen meinen Klienten frei.“

(Wie viel Menschen können auf der Erde leben?) Man hat berechnet, daß die Erde zwischen sechs zehn und sieben zehn Billionen Menschen oder noch acht zehn mal so viel ernähren kann, als gegenwärtig auf ihr wohnen, selbst wenn sie nicht besser angebaut würde, als es jetzt geschieht, so viel ist noch unbenutzter Raum übrig.

(Eine öconomische Frau.) Ein Geschäftsmann ließ einem jungen Manne aus guter Familie eine Summe von 600 Francs auf ein Jahr zu 50 Proc., die Zinsen eingerechnet, d. h. er ließ ihn einen Wechsel von 600 Fres. unterschreiben und zahlte ihm nur 300 Fres. Als dieses Geschäft abgeschlossen war, wartete der Mann mit Ungeduld auf seine Frau, um ihr dasselbe zu berichten, und als sie kam, sagte er ihr seine schöne Operation auseinander; die Frau aber sah ihn mit einem Blicke der Verachtung an und sagte: Du hast 600 Fres. auf ein Jahr ausgeliehen und nur 300 gegeben, Schwachkopf! auf zwei Jahre hättest Du das Geld ausleihen sollen, dann hättest Du gar nichts zu geben nöthig gehabt! Die Frau verdiente die Frau eines Wucherers zu sein.

(Merlei.) Ein gewisser Pastry hat eine ganz neue Art Zeug besonders zu Tapeten etc. erfunden. Es wird aus den Fasern der Banane, Aloe und anderer Pflanzen gemacht, die in großer Menge auf den westindischen Inseln wachsen. Nach genauen Versuchen, die auf Befehl der französischen Regierung angestellt wurden, sind diese Fäden um ein ansehnliches haltbarer als Hanf. Das Zeug gleicht der Seide sehr; die Königin von England hat dergleichen bereits zu Stuhlüberzügen etc. für Buckingham-Palast bestellen lassen. — Auch zu Tauen sind diese Fäden sehr brauchbar.

Ein gewisser Simonds in England, der ein Werk über die Geschichte des Zeitungswesens schreibt, hat mit großen Kosten eine Sammlung von fast 5000 einzelnen Nummern verschiedener Zeitschriften aus jedem Lande der Erde zusammengebracht und diese Sammlung, die einzig in ihrer Art ist, an das britische Museum verkauft.

Das englische Parlament hat eine Summe von 70,000 Thln. bewilliget bloß zum Ordnen und Binden von Staatsurkunden.

Wird im birmanischen Reiche ein junges Mädchen krank, so schließen die Kellern derselben mit dem Arzte die Uebereinkunft, daß er die Kranke für seine Mühe bekommen soll, im Falle er sie wieder herstellt, daß er dagegen ihren Werth ersetzen muß, wenn sie unter seiner Behandlung stirbt. Daher kommt es denn, daß glückliche Aerzte sehr viele Frauen haben, die sie auf diese Weise verdienen.

Im Oriente hat man ein schönes Sprichwort, nämlich: mit Zeit und Geduld wird aus dem Maulbeerblatte Atlas.

In einer der letzten Sitzungen der medizinischen Gesellschaft in London zeigte Dr. Blake an, er vermöge selbst die heftigsten Zahnschmerzen (vorausgesetzt, daß sie nicht von Rheumatismus herrührten) durch Auflegen der folgenden Mischung auf den schmerzenden Zahn zu stillen, nämlich 2 Drachmen Alaun im feinsten Pulver und 7 Drachmen salpetrigen Aether.

An der St. Paulskirche in London sind ein Diaconus und drei Canonici angestellt, die ein jährliches Einkommen von 86,000 Thln. haben, ferner sechs und zwanzig Personen, die gar keine Beschäftigung haben und dennoch jährlich über 80,000 Thaler von dem Vermögen dieser Kirche beziehen.

Ein Gläubiger, dem der Fürst von Talleyrand eine bedeutende Summe schuldete, machte ihm, als er zum letztenmale nach England abreisete, seine Aufwartung, nicht um sich die Freiheit zu nehmen und sein Geld zu verlangen, sondern bloß um sich nach der Zeit zu erkundigen, wann er wohl um etwas davon bitten dürfe. Der alte Diplomat antwortete bloß: „Herr, Sie sind sehr neugierig.“

Ein Herr erlaubte sich an der Tafel des Herzogs von Wellington als die größte Fröhlichkeit da herrschte, die Frage an denselben: „waren Sie, aufrichtig gestanden, in Waterloo nicht überrascht?“ — Der Herzog antwortete ganz gelassen: „nein, jetzt aber bin ich es.“

Von Raumer sagt in seinem Werke über Italien: „das Schönste, was ich in Gräg sah, war das Stubenmädchen in dem Wirthshause.“

Der bekannte Naturforscher Dr. Shaw zeigte einmal einem Freunde zwei dicke Bände, welche ein Holländer über die Flügel eines Schmetterlings geschrieben hat. Sie befinden sich im britischen Museum.

Generalcorrespondenz.

„Die chirurgische Operation des Muskeldurchschneidens, die zur Heilung der Klumpfüße und des Schielens neuerdings so allgemeines Aufsehen erregte, ist vor kurzem in Paris durch den Operateur Guerin in einer Ausdehnung angewendet worden, von welcher es bisher kein Beispiel gab. Ein 22jähriger junger Mann aus guter Familie war durch einen Fall in der Jugend und durch die damit verbundene Nervenschütterung an allen Gliedern dergestalt gelähmt, daß er sich durchaus nicht zu bewegen vermochte und daß Arme und Beine krumm und contract am Körper hingen. Guerin schnitt ihm unter der Haut an beiden Oberarmen, an beiden Unterarmen, an beiden Knien und an beiden Füßen sämtliche Muskeln durch. Außerdem wurde der große Arm-muskel auf der Brust, im Ganzen 42 Muskeln abgetrennt. Bei jedem Schnitte gab es einen Ton wie wenn eine gespannte Saite zerschnitten würde. Der Kranke erlitt die Operation ganz ruhig, klagte kaum über Schmerz, bekam nicht das mindeste Fieber und seine Glieder haben ihr natürliches Wachsthum angenommen. Dreißig Aerzte aus verschiedenen Ländern waren Zeuge dieser Operation.“ (So erzählt eine Zeitung der andern nach, ohne zu bemerken, daß dies Unsinn ist. Von einer Muskel-durchschneidung kann durchaus keine Rede sein, weil, würden die Muskeln durchschnitten, die Brauchbarkeit der Glieder erst recht vernichtet werden würde, ungerechnet den Schmerz und den ungeheuern Blutverlust, der dabei erfolgen müßte. Nein, die Sehnen der Muskeln werden da durchschnitten, wo sie sich an den Knochen anheften, und auf diese Weise löset man die Spannung fast ganz schmerzlos und blutlos. Die abgetrennte Sehne heilt nach einiger Zeit wieder an und dann kann das operirte Glied wieder benutzt werden.) —

Leipzig ist jedenfalls nicht bloß die erste Stadt für den deutschen Buchhandel, sondern auch für den deutschen Buchdruck. Es hat jetzt 24 Buchdruckereien mit 232 Hand- und 11 Schnellpressen, von welchen letztern drei mit Dampf betrieben werden. Nimmt man an, daß 160 Hand- und 10 Schnellpressen im Gange sind (was der Fall ist) und auf jeder Handpresse im Durchschnitt täglich 1000, auf jeder Schnellpresse 5000 Bogen bedruckt werden, so ergibt sich, daß man in Leipzig jährlich 60 bis 70 Millionen Bogen oder 12 bis 14,000 Ballen weißes Papier bedruckt. Da nun der Preis des Papiers im Durchschnitt mit 20 Thlr. für den Ballen angenommen werden kann, so ergibt sich für dieses Druckpapier, das Leipzig jährlich verbraucht, eine Summe von 240 bis 280,000 Thlrn. —

Das Gepäck eines Herrn Forbes, Directors einer herumziehenden Schauspielergesellschaft in Amerika, fiel vor kurzem einer Schaar Seminolen (Indianer) in die Hände und etwa dreißig Rothhäute legten sogleich die vorgefundenen Theatergarderobe an. So seltsam genug herausgestaffirt erschienen sie vor dem Fort Searle, führten da die grotesksten Tänze auf und forderten die Besatzung zu einem großen Kampfe heraus, der aber nicht angenommen wurde. —

In Tunis ist ein junger französischer Architect angekommen, der auf dem höchsten Gipfel der Berge von Carthago an der Stelle, welche die Sage als das Grab Ludwigs des Heiligen bezeichnet, zum Andenken dieses Königs von Frankreich ein Denkmal errichten soll und zwar eine Kapelle in dem Style jener Zeit. —

Ein Engländer, der in York starb und auf dem bortigen Gottesacker begraben liegt, hat in seinem Testamente seinen Erben die Bedingung auferlegt, alle Jahre unter seinen Grabstein eine Flasche Cognac und eine Flasche Ale zu gießen, so wie zu gleicher Zeit an zwölf Arme so viel Porter zu vertheilen, als sie trinken können. —

Ein Mitglied des amerikanischen Congresses hat berechnet und in der Versammlung nachgewiesen, daß es in diesem Augenblicke in den Vereinigten Staaten nicht weniger als fünfmalshunderttausend bankerotte Kaufleute gebe. —

Der Ausdruck „Löwe“ (lion), mit welchem man in Paris die Person oder die Sache bezeichnete, die für den Augenblick das größte Aufsehen machte und am meisten besprochen wurde, fängt bereits an, wieder aus der Mode zu kommen; Niemand will mehr ein lion sein; da es aber doch einen Namen für die Sache geben muß, so hat man einen erfunden, der wo möglich noch sonderbarer ist als der erstere, nämlich Böhmen von Paris. Balzac, der die Sache etwas anders erklärt, sagt: Böhmen besteht aus jungen Leuten, die über zwanzig aber noch nicht dreißig Jahre alt sind. In dem Worte „Böhmen“ liegt alles. „Böhmen“ hat nichts und lebt von dem, was es hat. Die Hoffnung ist sein Gesehbuch und das Selbstvertrauen seine Regierung. Alle diese jungen Leute sind größer als ihr Unglück, geistreich wie Feuilletons und lustig wie Schuldner. Besonders aber sind sie verliebt; man denke sich Lovelace, Heinrich IV., den Regenten, und den Marschall Richelieu in einem einzigen Mann vereinigt und man wird sich eine Vorstellung von ihrer Liebe machen können; ihr Herz ist gleich der Speisekarte eines Restaurateurs, man findet da jede Liebesart, die man haben will, die Liebe als Leidenschaft, die sentimentale, die heroische, besonders aber die flüchtige Liebe. Das ganze Jahr hindurch bemühen sie sich, mehr oder minder auffallende Erfindungen im Anzuge ic. zu machen und sich überhaupt durch irgend etwas in der Leute Mund zu bringen.“ —